

SACHBUCH "UND ICH?"

Unsere vorgegaukelte Freiheit

"Identität ist Ideologie", behauptet Paul Verhaeghe. In seinem neuen Buch weist er dem neoliberalen System die Schuld an unserer psychischen Verfassung zu.

VON Anja Kümmel | 15. Januar 2014 - 20:26 Uhr

© Verlag Antje Kunstmann



Wir leben in einer "Enron-Gesellschaft", die uns alle krank macht, befindet der belgische Psychoanalytiker Paul Verhaeghe. "Und dabei hatte alles so schön angefangen mit Freiheit und Autonomie für alle." In seinem neuen Buch – zu Deutsch leicht anklagend betitelt mit: *Und ich? Identität in einer durchökonomisierten Gesellschaft* – will Verhaeghe erklären, warum es uns heute so schlecht geht wie noch nie. Depressionen und Angststörungen greifen um sich; bei gefühlt jedem zweiten Kind wird ADHS oder Autismus diagnostiziert. Und wer ist schuld? Natürlich der Neoliberalismus. Laut Verhaeghe unterhöhlt er nicht nur unsere Wirtschaft, sondern langsam aber sicher auch unsere Identität. Eine interessante These.

Verhaeghe verwendet dafür zunächst gut 100 Seiten, auf denen er sich umständlich von der Ethik der Antike durch die christliche Moral des Mittelalters bis hin zur Aufklärung vorarbeitet. Zur Unterfütterung der doch recht schmalen Kernaussage hätte eine knappe Zusammenfassung seines Verständnisses von Identität völlig ausgereicht: Der Mensch kennt, evolutionär bedingt, sowohl die Neigung zur Solidarität als auch die zum Egoismus. Welche Tendenzen überwiegen, wird von äußeren Einflüssen bestimmt, spricht dem "narrativen Ganzen" der jeweils dominanten Gesellschaftsform.

Aktuell heißt die "Große Erzählung", die seit 30 Jahren unser Denken kolonialisiert: Neoliberalismus. Das grundsätzlich positive Prinzip der Meritokratie – nach der im Idealfall jede Person in einer Gesellschaft die verdiente Position einnimmt und

entsprechend entlohnt wird – hat sich zu einem knallharten Sozialdarwinismus gewandelt, in dem die messbare Produktivität zum zentralen, wenn nicht einzigen Kriterium des "idealen Menschen" geworden ist.

Einwirkung auf die Psyche

Die Freiheit, sich selbst zu erschaffen, ist dem Zwang zur permanenten Selbstopтимierung gewichen; Konkurrenzdenken und Erfolgsdruck untergraben den – angeblich in unseren Genen verankerten – Gemeinschaftssinn. Ob wir es merken oder nicht, arbeiten, leben und denken wir nach dem "Enron-Prinzip", also einer Personalpolitik, "die dem Mitarbeiter mit der höchsten Produktivität sämtliche Boni zuspricht und den mit der niedrigsten feuert".

Dass dieser Zwang zum kontinuierlichen "*self management*" und "*self assessment*" alle Lebensbereiche durchdringt, ist kein grundlegend neuer Gedanke; postmoderne Philosophen wie Zygmunt Bauman oder Michel Foucault haben dieses Phänomen längst erkannt und beschrieben. Was Verhaeghes Buch leistet, ist eine präzise Analyse der Konsequenzen, die diese ideologische Vereinnahmung nicht nur auf das Arbeitsklima in Unternehmen, sondern auch auf unsere Psyche hat. Dazu zieht er Beispiele heran, mit denen er sich als klinischer Psychologe und Universitätsprofessor auskennt: Forschung und Gesundheitswesen.

Auch hier gelten heute Kriterien, die gerade in der Pflege oder bei geistigen Tätigkeiten absurd anmuten: "Messung und Messbarkeit bestimmen, was Qualität ist, und was nicht messbar ist, zählt nicht." Top-Down-Evaluierungen, ständige Mitarbeitergespräche und Audits schüren Misstrauen, laden ein zum Fälschen von Bilanzen und lassen die als "ineffizient" aussortierten Verlierer mit einem Gefühl von Hilfslosigkeit und Wut zurück. Nicht zu unterschätzen ist dabei, dass der Zwangscharakter dieser neoliberalen Ideologie aufgrund der uns vorgegaukelten individuellen Freiheit gar nicht erst sichtbar wird.

"Unsere angebliche Freiheit ist an eine zentrale Bedingung geknüpft: Es ist unsere Pflicht, Erfolg zu haben, und zwar, indem wir 'es' schaffen." Dass viele "es" eben nicht schaffen, führt zu einer explosionsartigen Zunahme von Burn-out-, Depressions- und ADHS-Diagnosen. Was einerseits heißt, dass bestimmte Gesellschaftsformen bestimmte psychische Störungen begünstigen oder sogar erst hervorbringen, andererseits aber auch, dass die gesellschaftlichen Bedingungen diktieren, welche Verhaltensweisen aktuell als "Störungen" klassifiziert werden.

Etwas merkwürdig erscheint es da, dass Verhaeghe den Einfluss des Digitalen weitgehend außen vor lässt. Zwar beklagt er die Omnipräsenz von Videoüberwachung und die negative Einwirkung von SMS, Twitter und Facebook auf die Konzentrationsfähigkeit von Kindern, doch Phänomene wie die Bewegung digitaler Selbstopтимierer finden nur am Rande Erwähnung. Dabei hätte die steigende Beliebtheit von "*Self-assessment*"-Apps, die uns dabei helfen sollen, die eigene Antriebslosigkeit zu überwinden, unsere Ernährung zu

verbessern, Gewicht zu verlieren, ja sogar effektiver zu schlafen, bestens in Verhaeghes Argumentationslinie gepasst.

Keine finanziellen Anreize

Eine wirkliche Enttäuschung ist das letzte Kapitel. Wie sieht denn nun "das gute Leben" aus? Gibt es Auswege aus der neoliberalen Falle? Das hat man sich als Leser schließlich 200 Seiten lang gefragt. Und alles, was Verhaeghe liefert, sind schwammige Ansagen: "Die nachhaltigsten Veränderungen erfolgen unterbewusst, aus dem Bauch heraus." Eine Revolution will er also nicht anzetteln. Verbesserungsvorschläge wenigstens?

Was wir brauchen, seien intrinsische Belohnungen statt finanzieller Anreize, eine "Arbeitsumgebung, die Autonomie und Entscheidungsgewalt fördert und den Menschen das Gefühl gibt, für ein höheres Ziel zusammenzuarbeiten". Klingt erst mal gut. Aber unter den heutigen Bedingungen flexibler, dezentraler Arbeitsstrukturen mit möglichst flachen Hierarchien auch irgendwie nach noch mehr Selbstausbeutung. Klar ist die Identifikation mit dem Unternehmen größer, wenn sich alle untereinander duzen. Schön auch, dass abends, nachdem die Kinder im Bett sind, gerne von zu Hause aus weitergearbeitet werden darf. Unbezahlt natürlich, denn die intrinsische Motivation, die eigene Kreativität dem Unternehmen zur Verfügung zu stellen, sollte schließlich als Belohnung ausreichen. "Selbtsorge" sieht anders aus. Aber wie man die erreicht, ohne dabei seinen Job zu verlieren, das erzählt uns Verhaeghe leider nicht.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2014-01/paul-verhaeghe-und-ich>